

| Wolfgang Schmid |

Wolfsattacken in Winingen, Güls und Rübenach 1815

Aberglaube, Medizin und Seelsorge am
Beginn der preußischen Herrschaft

Im letzten Band des Eifeljournals veröffentlichte Hans-Dieter Arntz einen Aufsatz über „Eifelwölfe damals und heute wieder“, der angesichts der Aktualität des Themas große Aufmerksamkeit gefunden hat.¹ Der Artikel ist in Form eines Lehrgesprächs geschrieben, welches ein Großvater mit seinem Enkel, der zudem Mitglied im NABU ist, führt. Im ersten Teil kommen die Vereinigung Deutscher Landesschafzuchtverbände

1 HANS-DIETER ARNTZ: Eifelwölfe damals und heute wieder. Rückblick auf die Wolfsplage (1800 bis 1880) und Ausblick auf die Zukunft. In: Eifeljournal 2021, S. 23–35. – Vgl. auch den Beitrag von Bruno P. Kremer in diesem Band.



Der Wolf ist in der freien
Wildbahn ungeheuer
scheu, so dass es fast
unmöglich ist, ein Foto
von ihm zu machen.
Foto: Dr. Heribert
Schöller, corvusFilm

und der Bundesverband Deutscher Ziegenzüchter zu Wort, im zweiten wird anhand verschiedener Artikel im Eifeljahrbuch die Gefährlichkeit des Wolfes in der Geschichte herausgearbeitet.² Leider kommt in dem Lehrgespräch der Enkel kaum zu Wort, und so hatte er keine Gelegenheit, seinem Großvater zu erklären, dass der Wald nicht nur in der Eifel ein gefährdetes Ökosystem darstellt und sich aus verschiedenen Gründen in einem schlechten Zustand befindet. Als nächstes hätte der Enkel auch die durchaus gewichtigen Argumente vortragen können, die etwa der NABU für die Rückkehr der Wölfe ins Feld führt.

Zum Zweiten muss man die herangezogenen Quellen prüfen. Dies ist vor allem dann wichtig, wenn ein Thema derart ideologisch aufgeladen ist wie die Rückkehr der Wölfe. Wolfshassern mit einem Rotkäppchen-Syndrom stehen glühende Wolfserhörer, die ihn angeblich als harmloses Streichtier ansehen, unversöhnlich gegenüber. Eine sachliche Diskussion ist kaum noch möglich, zumal sich dahinter handfeste wirtschaftliche Interessen gut organisierter Lobbyverbände verstecken: Waldbesitzer, Naturschützer, Nutztierhalter und Jäger beanspruchen jeweils eine monopolartige Nutzung der Ressourcen. Verschärft werden diese Konflikte durch die Medien: Der Boulevardpresse ist jede (angebliche) Wolfssichtung eine Schlagzeile und einen reißerischen Artikel wert. Die Anzahl der Berichte, die an die Urinstinkte und Urängste der Leser appellieren, steht in keinem Verhältnis zur Zahl der Wölfe.

In dem Lehrgespräch ist noch ein Gesichtspunkt unbeachtet geblieben: Das Leben ist gefährlich. Wenn der Großvater mit seinem Enkel mit dem Auto in den Wald gefahren ist, dann hätte er berücksichtigen müssen, dass es 2020 bei 2.245.078 Verkehrsunfällen 327.453 Verletzte und 2.724 Tote

gab. Dem steht kein einziger Toter oder Verletzter durch Wolfsangriffe gegenüber, wohl aber 99 im Straßenverkehr getötete Wölfe. Auch das Wandern ist nicht ungefährlich, zwar gibt es keine Räuberbanden mehr, aber doch regelmäßig Unfälle sowie Auseinandersetzungen mit Bikern, vor allem aber mit Hundebesitzern. Es werden derzeit wesentlich mehr Menschen durch Hundebisse verletzt als durch Wolfsattacken.

Der Wolf ist ein Raubtier. Er frisst überwiegend Rehe und Wildschweine, aber auch Schafe, womit er mit den Interessen des Züchters kollidiert, der freilich ebenso aus Steuermitteln subventioniert wird wie das Wolfsmanagement. Die Fotos gerissener Schafe, die regelmäßig auf Facebook-Seiten gepostet werden, sind sicherlich kein schöner Anblick. Aber wir müssen bedenken, dass nicht nur die Enkel, sondern auch die Großeltern Fleisch säuberlich eingeschweißt in Supermärkten kaufen. Es stammt aus großen Fabriken, und was da hinter verschlossenen Türen geschieht, erfährt, wenn es nicht gerade wieder einmal einen Skandal gibt, niemand.

Drei Berichte aus Winnigen

Im Jahre 1815 war die Welt aus den Fugen geraten. Napoleon hatte im Oktober 1813 die Völkerschlacht bei Leipzig verloren und wurde auf die Insel Elba verbannt. Nachdem die französischen Beamten das Rheinland verlassen hatten, mussten die Preußen eine neue Verwaltung aufbauen, die spätere Rheinprovinz. Doch am 26. Februar 1815 kehrte Napoleon zurück, verlor am 18. Juni 1815 die Schlacht bei Waterloo und wurde nach St. Helena verbannt. Einen Monat später, am 20. Juli 1815, fanden die hier zu untersuchenden Ereignisse in Winnigen, Güls und Rübenach statt. Zu nennen ist schließlich noch der 5. April 1815. An diesem Tag explodierte im fernen Indonesien der Vulkan Tambora, dessen Aschenwolken 1816 auch in Mitteleuropa für ein „Jahr ohne Sommer“ sorgte. Der Beginn der preußischen Herrschaft war durch Missernten und eine Hungerkrise überlagert.

Über den „*rasenden Wolf*“ und seine Opfer berichtet das Manual des Winniger Schulmeisters Johannes Haut (1768–1835). Dieser überliefert „eine

2 HUBERT PITZEN: Von Wölfen und Hunden in der Eifel. Aachen 2001, S. 5–84. – HELMUT WEINAND: Homo lupus est. Der Mensch ist dem Wolf ein Wolf! Die Ausrottung der Wölfe im 19. Jahrhundert und ihre Rückkehr in unsere Gegenwart! Andernach o. J. – DIETER HARTWIG: Wölfe. Verhasst – Verfolgt – Verharmlost. Nettetal 2016. – DITTMAR LAUER: Wer hat Angst vorm bösen Wolf? Die unglaubliche Geschichte von der systematischen Ausrottung der Wölfe im Hunsrück-Hochwald. Wann kommt der Wolf zurück? Kell am See 2017.



Wolf (*Canis Lupus*).
In: Brockhaus Konversations-Lexikon 14. Aufl.
Leipzig 1895, nach
S. 814.
Foto: Wolfgang Schmid

außerordentliche u. grausame Geschichte“, die am 20. Juli 1815 stattfand: Während der Getreideernte „kam ein Wolf aufs Feld.“ Er beobachtete zunächst eine Viertelstunde lang den Bäcker Peter Kroeber bei der Arbeit, danach die Frau von Wilhelm Wagner und schließlich die Frau von Philipp Peter Kroeber, die gerade Viehfutter schnitt. Er biss sie in die rechte Schulter, „zauselte sie hin u. her, u. verwundete sie nicht viel.“ Danach lief der Wolf nach Güls, wo er sieben oder acht Personen angriff, und nach Rübenach, wo er drei Menschen und zwei Ochsen attackierte. Namentlich nennt Haut den Zimmermann Ludwig, den er persönlich kannte. Einige von ihnen seien an Tollwut gestorben, doch „Philipp Peter Kroebers Frau“ in Winningen ginge es gut.³

Nicht ganz so aufschlussreich ist eine Notiz im Manual des Winninger Winzers Johann David Knebel, das die Jahre 1806 bis 1833 umfasst. Er berichtet von einem „rasenden Wolf“, der am 20. Juli 1815 „eine Frau von hier“, sieben Menschen in Güls und vier Personen in Rübenach angefallen habe. Von ihnen kannte er Ludwig Moßkob, der in Winningen

das Zimmermannshandwerk erlernt hatte und nach dem Wolfsangriff an der Tollwut starb.⁴

Unsere dritte Quelle ist die Schulchronik von Winningen, die 1893 von dem Lehrer Philipp Adam angelegt wurde. Sie berichtet zum 13. Juli (!) 1815 von einem „rasenden Wolf“, der eine Frau aus Winningen „auf dem Berg“ gebissen habe. Der Winninger Arzt Dr. Karl Wilhelm Arnoldi habe sie wiederhergestellt. Der Wolf sei danach nach Güls gelaufen, wo er acht Personen gebissen habe, und dann nach Rübenach, wo ihn ein angegriffener Mann am Halse gepackt und ihn ein anderer mit einer Hacke erschlagen habe.⁵

Der Bericht des Gülser Pfarrers Alberich Kesten

Da unsere vierte Quelle aus Güls stammt, nimmt sie die Winninger Ereignisse nur am Rande wahr. Das

3 FRANK HOFFBAUER: Drei tragische Ereignisse in Winningen. In: Landkreis Mayen-Koblenz. Heimatbuch 2022 (im Druck).

4 Archiv der evangelischen Kirchengemeinde Winningen A9, S. 41. – RAINER GARBE: Inventar der Quellen zur Geschichte der Gemeinde Winningen/Mosel. Winningen 2003, S. 539–540.

5 Landeshauptarchiv Koblenz, Best. 719, Nr. 97, S. 45. – Garbe, Inventar, S. 568.

39 Druckseiten umfassende, 1816 wohl in Koblenz gedruckte Büchlein trägt den barocken Titel *„Geschichte des rasenden Wolfes, zur Nachricht für Seelsorger und sonstige, zur Krankenwarte bestimmte Personen, wie die durch eines rasenden Wolfs- oder Hundsbiß verwundete und wirklich mit der Raserei, oder sogenannten Wasserscheu befallene Personen, auf ihrem Krankenbette zu behandeln seyen.“* Der Verfasser, Alberich Kesten, war von 1786 bis 1828 Pfarrer in Güls.

Vorauszuschicken ist, dass im 18./19. Jahrhundert intensiv über die Tollwut publiziert wurde, dass man aber die Ursache – Lyssaviren, die nach einem Tierbiss über das zentrale Nervensystem ins Gehirn vordringen – nicht kannte. Man versuchte, die Ausbreitung des „Giftes“ im Körper zu verhindern, indem man die Wunden ausbrannte, indem man sie offen hielt, um eine Eiterung zu ermöglichen, und indem man mit harn- und schweißtreibenden

Mitteln (Quecksilber, Spanische Fliege) oder mit Aderlässen das „Gift“ aus dem Körper entfernte. Die Tollwut ist auch heute noch unheilbar, sie führt unter grässlichen Schmerzen zum Tod. Die Schutzimpfung erfand Louis Pasteur erst 1885.

Am 20. Juli 1815 wurden nachmittags um 15.00 Uhr innerhalb einer Stunde in seiner Pfarrei Güls sieben, in Rübenach drei und in Winnigen eine, also insgesamt elf Personen von einem „rasenden Wolfe gebissen, und meistens erbärmlich zerfleischt.“ Am gleichen Abend leisteten auf Anordnung des „Regierungs-Rath und General-Gouvernements-Commissär Herr Sack“ – der spätere Oberpräsident Johann August Sack – die „herbeigeeilten Aerzte und Chirurgen aus Coblenz alles Mögliche, um diese Unglücklichen zu retten.“ Sieben Patienten aus Güls und zwei aus Rübenach brachte man am nächsten Tag „in das Hospital nach Coblenz.“ Dann beschreibt Kesten die einzelnen Fälle: „Frau Elisabeth Gröber, 56 Jahre alt“ wurde von dem Wolf auf dem Weg unweit von Winnigen gebissen. „Sie hatte aber zu ihrem Glücke ein dichtes Kamisolgen [Jacke, Wams], und ein neues Hemde an“, sodass der „Geifer, der allein die Raserei einimpft, nicht durchgegangen ist.“ Da sie nur „leicht verwundet“ war, wurde sie von Dr. Arnoldi, „Arzt in Winnigen“, behandelt. Als nächstes nennt Kesten die Namen der sieben Opfer in Güls, die alle außerhalb des Ortes auf den Feldern arbeiteten (Christina Mölig, Magdalena Kreuter, Christina Laubenthal, Christina Rath, Anna Maria Sabel, Johann Escher und Magdalena Noll), und der drei aus Rübenach (die Witwe Margarete Schwab, Wilhelm Mohrs und Ludwig Moßkopp). Danach beschreibt er die Krankengeschichten der sieben Verstorbenen: Die 83-jährige Witwe Margarete Schwab wurde durch einen Biss in den Hals so schwer verletzt, dass sie am 7. August starb. Johannes Haut berichtet, sie war „so sehr zerbissen, daß sie in 8 bis 10 Tagen ohne rasend zu werden gestorben ist.“

Am 10. August starb Ludwig Moßkopp, Zimmermann aus Rübenach und 52 Jahre alt. Er hatte, wie auch die Winninger Schulchronik berichtet, den Wolf so lange festgehalten, bis er „von einem andern herbeigeeilten Bauer todt geschlagen wurde.“ Moßkopp war beim „Kornbinden“, als er von dem Wolf angefallen und „in den Backen gebissen wurde.“ Am 7. August brach bei ihm die „Wuth stark und



Alberich Kesten (1750–1828), Pfarrer in Güls, Porträt von Jakob Verlassen Foto: Original in Privatbesitz, Kopie von Alex. Regenhart im Heimatmuseum Güls, rlp.museum.digital.de



Wolf auf der Pirsch
Foto: Dr. Heribert
Schöller, corvusFilm

fürchterlich“ aus. Pfarrer Geißen aus Rübenach ließ ihn nach Koblenz bringen. Am 10. August, starb er „im Kerker rasend.“ Man hatte ihn also, um Verletzungen Unbeteiligter zu vermeiden, eingesperrt. Ebenfalls am 10. August starb Wilhelm Mohrs aus Rübenach. Der 14jährige „Jüngling“ hütete mit zwei Knaben, die sich vor dem Wolf auf einen Baum retten konnten, „vier weidende Ochsen.“ Diese wurden ebenfalls gebissen, weshalb man sie ein paar Tage später „todtgeschossen und in die Erde begraben“ hat. Da die drei Knaben nicht zu seiner Pfarrei gehörten, kann Kesten nur berichten, dass sie (!) im Hospital regelmäßig von Stadtpfarrer Heinrich Milz, Pfarrer an Liebfrauen, und Kaplan Josef Ludwig Linz von St. Kastor besucht wurden „und auf deren Zusprache sich fromm zum Tode bereiteten.“

Die 62-jährige Christina Laubenthal aus Güls, „losledigen Standes“, befand sich im Krankenhaus, wo sich am 10. August die Wasserscheu zeigte. Am 11. rief sie Kesten, den der „Krankenwärter“ vor ihr warnte. Er bot ihr eine „Schaale Kaffee“, dann „ein wenig Wein“ und schließlich Wasser an, worauf sie einen schweren Krampfanfall bekam. Sie akzeptierte den „Willen Gottes, ... ordnete ihr Begräbniß und die Kirchen-Zeremonien an“ und starb am 13. August 1815. Das fünfte Todesopfer „dieses unglücklichen

Wolfsbisses“ war die 23-jährige Christina Mölig aus Güls, die „an verschiedenen Theilen ihres Leibes zwölf Wunden“ hatte. Sie wurden am gleichen Abend „mit einem glühenden Eisen ausgebrannt“, was sie „mit einer nicht genug zu bewundernden Standhaftigkeit“ ertrug: Auf Anordnung der Regierung wurde sie „mit den sechs übrigen Gebissenen von Güls“ ins Koblenzer Hospital gebracht. Hier erhielt sie „innerliche Arznei“ und ihre Wunden wurden „durch Pflaster zum Eitern gereizt.“ Nach 14 Tagen wurde sie und vier weitere Wolfsopfer „auf ihr dringendes Ansuchen entlassen“, mussten aber jeden Abend, „wenn die Hitze nachließ“, zum Verbandswechsel ins Krankenhaus kommen.

Pfarrer Kesten besuchte Christina Mölig und die anderen Kranken täglich. Am 17. August war sie „etwas erhitzt.“ Später wurden ihre Augen „starr und blitzend“, die Sprache „etwas beschwerlich.“ Kesten machte seine „gewöhnliche Probe“ mit Kaffee, Wein und Wasser an, worauf sie zu würgen anfang. Er erteilte ihr die „Sakramente der Sterbenden.“ Am Nachmittag kam ihr Vater zu ihm und berichtete, seine Tochter sei „ganz rasend, ihr Mann und ich haben vor ihr aus dem Zimmer fliehen müssen.“ Der Grund für den Ausbruch war, dass man ihr einen Teller saure Milch angeboten hatte. Kesten wollte

Wolfsjagd mit Treibern
aus dem Dorf. Petrus de
Crescentiis: New Feldt
und Ackerbaw (1583).
Eifelbibliothek Mayen.
Foto: Wolfgang Schmid



ihr „geistlichen Beistand“ leisten und bat die Angehörigen, ein Bettuch bereit zu halten, um sie bei einem Angriff festzubinden.

Ein Arzt schickte aus Koblenz „Pulver zum Einnehmen.“ Doch Christina Mölig weigerte sich, „die Aerzte geben uns Unglücklichen Gift, damit wir sterben sollen.“ Auf ihrem täglichen gemeinsamen Weg nach Koblenz hatten „diese Unglücklichen“ darüber gesprochen, „dass man die Rasenden immer mit Gift tödtete, oder mit Federbetten erstickte.“ Jetzt gewinnen auch die Einträge in den Winninger Manualen Sinn: Johann David Knebel berichtet, Ludwig Moßkob sei „umgebracht“ worden, und laut Johannes Haut „wurde der Ludwig von Rübenach ertötet durch einen Aderschlag.“ Weiter heißt es: Seine Wutanfälle dauerten so lange „bis sie ihm ein Ende machten.“ Weiter sei am 19. August „eine Frau durch Aderschlag ertötet worden.“ Man wird die Nachrichten dahingehend deuten können, dass es zumindest Gerüchte über eine Tötung durch einen zu langen Aderlass gegeben hat. Auch Pfarrer Kesten spricht das Thema der Tötung von Tollwutpatienten mehrfach an.

Nach Kestens Zureden nahm die Frau „mit großer Mühe, und gräßlichen Convulsionen“ das Pulver.

Am nächsten Morgen „um halb sechs Uhr kam der Vater freudig zu mir gelaufen.“ Seine Tochter würde wieder gesund, sie habe nach dem Pfarrer gerufen, damit er „ihr gleich Medizin von Coblenz besorgen mögte.“ Die Tollwut hatte ihr Endstadium erreicht, am 21. August starb Christina Mölig.

Kesten schließt zwei Bemerkungen an. Seine „unglücklichen Pfarrkinder“ hätten mehrfach den Wunsch geäußert, eine „Wallfahrt nach Nickenich“ zu machen, wo „der heilige Arnolphus als ein Fürbitter gegen rasende Hundes- oder Wolfsbisse, Epilepsie etc. verehret wird.“⁶ Kesten riet ihnen ab, da die Ärzte an diesen „heißen Sommertagen“ vor einer „Erhitzung durch Gehen“ gewarnt hatten. Seine Pfarrkinder missachteten jedoch seinen Rat. Am Nachmittag des 15. August, nach dem verabredeten Besuch bei ihm, gingen sie „in der größten Hitze nach Nickenich, vier Stunden“ – ca. 20 km – „von Güls gelegen.“ Am 16. August mussten sie nachmittags zum Verbinden in Koblenz erscheinen, die ca. 5 km legten sie „in der nämlichen Hitze, und Eile“

6 FRED DOLL: Wallfahrten zum heiligen Arnulphus. Nickenicher Pfarrkirche wird auch als Pellenzdom bezeichnet. In: Landkreis Mayen-Koblenz. Heimatbuch 2019, S. 143–146.

zurück. Dabei fiel auf, dass Christina Mölig ständig Durst hatte. „Des andern Tages zeigte sich an ihr die Wuth und die Wasserscheu.“

Das sechste Opfer des Wolfes war die 59-jährige Magdalena Noll aus Güls. Am 18. August brach bei ihr die „Wasserscheu“ aus und sie ließ den Pfarrer rufen. Er machte die Probe mit Kaffee, Wein und Wasser und sie erlitt einen „rasenden Paroxysmus“, beklagte sich außerdem über die Geräusche der Passanten „auf den Hospitalsgängen“ und den „Geruch aus der Küche“. Sie starb am 23. August.

Das siebte und vorläufig letzte Wolfsoffer war die 38-jährige Müllerin Anna Maria Sabel aus Güls. Sie machte gerade „Erdäpfel“ aus, wobei sie drei kleine Kinder dabei hatte. Der Wolf fiel die Frau an und „versetzte ihr eine gräßliche Wunde in das Angesicht.“ Die Verletzungen waren so groß, dass sie nicht ausgebrannt werden konnten. Der siebenjährige Junge „hatte die Gegenwart des Geistes, daß er die 2 Kettenhunde losließ“, die den Wolf in die Flucht schlugen. Die Frau kam ins Krankenhaus nach Koblenz, wurde nach 14 Tagen entlassen und kam daraufhin täglich zurück, „um ihre Wunden durch Pflaster in der Eiterung zu halten.“ Am 24. August besuchte die Müllerin Kesten im Pfarrhaus. Nachmittags wurde er zu ihr gerufen und stellte nach der Probe fest: „die Wuth zeigte sich an ihr fürchterlich.“ Er schickte nach einem Arzt in Koblenz und gab ihr die Sterbesakramente, „welche sie mit Andacht und Eingebung in den Willen Gottes empfing.“ Der Arzt ließ sie zur Ader und gab ihr „Arznei und Pulver.“ Am 28. August starb die Patientin. Nach ihrem Tod wurde sie „eröffnet“, ohne dass man Näheres über die Obduktion erfährt. Die Eingeweide waren in demselben Zustand wie bei den anderen Verstorbenen, die man also ebenfalls obduziert hatte.

Drei Personen aus seiner Gemeinde, die von dem Wolf gebissen wurden, waren noch am Leben: Der 52-jährige Tagelöhner Johannes Escher, die 40-jährige Magdalena Kreuter und die 51-jährige Christina Rath. Da Kesten sein Buch erst 1816 veröffentlichte und sie in den Sterberegistern der Jahre 1815 und 1816 nicht verzeichnet werden, könnten sie den Wolfsangriff überlebt haben.

Kesten wünscht sich abschließend, dass „jeder Seelsorger neben seinen theologischen Büchern

auch einige medizinische in seiner Bibliothek hätte.“ Dadurch könnten die Pfarrer, „besonders auf dem Lande“, wo es keine Ärzte gäbe, seine kranken „Pfarrgenossen“ beraten, zumal er sie als Seelsorger, „besonders bei uns Katholischen“, täglich und notfalls auch mehrfach am Tag besuchte. Man kann in ihm einen durch Fachlektüre, eigene Beobachtungen und Gespräche mit Ärzten medizinisch gebildeten Pfarrer sehen, der mit der Seelsorge Aufgaben der medizinischen Betreuung übernahm (Pastoralmedizin).

So verneinte Kesten die Frage, ob die Tollwut durch das Fleisch und die Milch eines infizierten Tieres übertragen werden könne. Bei der „unglücklichen Wolfsgeschichte“ wurden nämlich viele – vermutlich Koblenzer – Kunden abgeschreckt, „Vieh, Gemüß, Obst zu kaufen, welches von den Einwohnern von Güls und Rübenach auf den Markt gebracht wurde.“ Auch hier merkt man, welche große Rolle Gerüchte spielten. Im nächsten Kapitel diskutiert Kesten das Problem, dass nach der Wolfsattacke im Vorjahr weder „die Gebissenen selbst“ noch „deren Anverwandte“ in Güls wussten, was zu tun sei. Bis „die Aerzte und Chirurgen aus Coblenz hier ankommen konnten, war eine Zeit von sechs bis sieben Stunden verlaufen.“ In dieser Zeit war die „Einimpfung“ des wölfischen Geifers im Blut der Opfer schon weit fortgeschritten. Bei seinen „unglücklichen Pfarrkindern“ hätten sich die „Umstehenden“ um die „Stillung des Blutes bemüht und „ihre Wunden mit Binden sorgfältigst umwickelt“. Vom Ausaugen der Wunden wird abgeraten, empfohlen wird das Ausbrennen mit Schießpulver oder „mit glühenden Eisen.“ Nochmals wird die „nicht genug zu bewundernde Standhaftigkeit“ der Christina Mölig hervorgehoben, bei der zwölf Wunden ausgebrannt wurden.

Das folgende Kapitel befasst sich mit „dem Brennen mit dem Schlüssel des h. Hubertus.“ Der Bischof von Lüttich und Maastricht war einer der 14 Nothelfer, der Schutzpatron der Jäger im Allgemeinen und der Tollwutkranken im Besonderen. Nach 825 entwickelte sich die Abtei St. Hubert zu einem Wallfahrtszentrum, doch wurde der Heilige auch in vielen Kirchen in der Eifel verehrt. Bis ins ausgehende 19. Jahrhundert ritzte man Tollwutkranken die Stirn auf und legte einen kleinen Faden aus seiner Stola in die Wunde. Der Hubertusschlüssel war ein

Eine Wolfsgrube besitzt einen drehbaren Deckel, auf dem ein Beutetier den Wolf anlockt. Petrus de Crescentiis: New Feldt und Ackerbaw (1583). Eifelbibliothek Mayen. Foto: Wolfgang Schmid



kleiner Brennstempel, mit dem eine Stelle an der Stirn, am Daumen oder die Bisswunde ausgebrannt wurde.⁷ „Wenn ein Volk einmal von dergleichen Vorurtheilen eingenommen ist“, so fällt es einem Pfarrer schwer, „dasselbe einmal davon abzubringen. Fromme, und vernünftige Katholiken glauben an die Wirkungen nicht, die man dem Schlüssel und Stole des h. Hubertus zuschreibt.“ Doch die Schäfchen von Pfarrer Kesten waren nicht so aufgeklärt wie dieser. Alle Gebissene von Güls sowohl, als auch von Rübenach, giengen des andern Tages in den Thal Ehrenbreitstein, um sich von Pat. K. mit dem h. Hubertus-Schlüssel brennen zu lassen ... Nach dieser Operation glaubten diese Unglücklichen, nicht nöthig zu haben, andere Heilmittel zu gebrauchen, und ich mußte alle meine Beredsamkeit dazu verwenden, um sie zu bewegen, in das Hospital nach Koblenz zu gehen.“

Dann erwähnt er noch Hilfsmaßnahmen für die Wolfsoffer: „Durch eine Verfügung einer hohen Oberpräsidentur des hiesigen General-Gouvernements wurde zur Unterstützung der durch den Wolfsbiß

beschädigten Individuen, oder deren Angehörigen, nebst freier Nahrung, Medizin, und Wartung im Hospital, für die vier von dem rasenden Wolf gebissene, und totgeschossene Ochsen, verbrannte Bettung und Kleider eine Entschädigung von 988 Franken 88 Cent ausgezahlt. Auch der Koblenzer hochlöbliche Frauenverein machte zur Unterstützung dieser Unglücklichen den milden Beitrag von 200 Franken.“

Der Bericht von Pfarrer Geisen aus Rübenach

Johann Matthias Geisen war von 1807 bis 1826 Pfarrer in Rübenach. Er trug im Kirchenbuch den Tod dreier Pfarrkinder ein und verfasste anschließend „zur ewigen Erinnerung“ an diese Ereignisse einen Bericht.⁸ Danach hat am 20. Juli 1815 um die sechste Stunde ein rasender Wolf zunächst eine Frau aus Winningen und dann sieben Personen aus Güls angefallen und schwer verletzt. Dann kam er nach Rübenach und fiel den 15-jährigen

7 NIKOLAUS KYLL: Sakrale Therapie des Trierer Landes im Namen des hl. Hubertus. In: Landeskundliche Vierteljahrsblätter 9 (1963), S. 3–14.

8 HANS GAPPENACH: „Dichtung und Wahrheit“ im Volksmund. In: Werner Reif u. a. (Hg.): Rübenach. Eine Heimatgeschichte im Auftrag der Katholischen Pfarrgemeinde St. Mauritius Rübenach aus Anlaß der 1200-Jahr-Feier. Rübenach 1975, S. 167–172.



Rotkäppchen und der böse Wolf. Holzstich von Gustav Doré (1862). Die ursprüngliche Fassung der Geschichte von Charles Perrault von 1697 weicht deutlich von dem Märchen der Gebrüder Grimm ab. Foto: Wolfgang Schmid

Wilhelm Mohrs, dann die 82-jährige Witwe Margarete Schwab und schließlich den 49-jährigen Ludwig Moskop, einen Vater von fünf Kindern, an und richtete sie schrecklich zu. Schließlich konnte Anton Simonis, der Moskop zu Hilfe kam, die Bestie erschlagen.

Man holte vier Ärzte aus Koblenz herbei, welche die Verletzten verbanden. Allerdings unterlief ihnen dabei ein Fehler, weil sie von der Annahme ausgingen, das Tier sei nicht von der Tollwut befallen. Nach drei Tagen wurden Wilhelm Mohrs und Anna Margarete Schwab mit den Sterbesakramenten versehen ins Koblenzer Krankenhaus gebracht. Der weniger schwer verletzte Ludwig Moskop blieb in seinem Haus, seine Wunden heilten innerhalb von 14 Tagen. Am 7. August wurde der Pfarrer zu Moskop gerufen, der an der Wasserscheu erkrankt war. Am siebten Tag brach die Tollwut bei ihm und bei Wilhelm Mohrs aus, die nach zunächst maßlosen Schmerzen einen sanften Tod starben. Anna Margarete Schwab, die schon durch ihr Alter geschwächt war, starb bereits am 6. August. Seit Menschengedenken, so schreibt Geisen weiter, habe es kein solches Unglück gegeben. Die Zahl der Wölfe sei so groß, dass man nur bewaffnet aufs Feld gehen könne. Das einfache Volk, berichtet auch Pfarrer Geisen, habe großes Vertrauen in die Hilfe des hl.

Hubertus und in das Brandmal seines Schlüssels. Auch die drei Unglücklichen hätten ihre Hoffnung darauf gesetzt. Sie hätten einen ehemaligen Kapuziner in Ehrenbreitstein um Beistand gebeten, worüber er hinweggesehen habe, da dieses Brauchtum Trost spenden würde. Der traurige Ausgang habe jedoch gezeigt, dass dieses Wundermittel reiner Aberglauben sei.

Was macht der Staat? – Johann August Sack und der Kampf gegen die Wölfe in der Rheinprovinz

Wieso waren die Wölfe um 1815 ein so großes Problem? Pfarrer Kesten schrieb, es habe vor der Franzosenzeit „sehr wenige Wölfe in hiesigem Lande“ gegeben – was sich anhand der kurfürstlichen Wolfsjagden so nicht bestätigen lässt. Dass sie dagegen unter der französischen Herrschaft „zahlreicher“ wurden, sei unbestritten. In den Jahren 1814/15 häufen sich die Nachweise; in diesen Jahren wurden im Departement 146 Wölfe getötet. Pfarrer Geisen und Oberpräsident Sack vermuten, sie seien „durch das Kriegs-Getümmel, Kanonieren, Hornblasen etc. aus dem Elsaß und Wälder Departement“ (Ardennen) gekommen. Fakt ist, dass nach Kriegszügen durch die zahlreichen Gefallenen

und die Störung der inneren Ordnung, wozu auch die Bekämpfung der Wölfe zählte, ein sprunghaftes Anwachsen der Population zu beobachten ist. Dass die Wölfe ein Problem darstellten, belegt eine Verordnung, „*die Verfolgung der Wölfe betreffend*“ des Generalgouvernements Mittelrhein vom 12. November 1814. Danach war das Forstpersonal zur Wolfsjagd verpflichtet. Bei Schnee sollten die Förster auf Spurensuche gehen, und bei der Jagd die Bewohner der umliegenden Dörfer als Treiber verpflichten. Für jeden erlegten Wolf gab es eine Prämie. Das „*Amts-Blatt Rhein- und für das Moseldepartement*“ enthält für das Jahr 1815 eine Vielzahl von Verordnungen, die die Relevanz des Themas unterstreichen: Am 20. Januar wurde eine „*Verordnung über die Vertilgung der Wölfe*“ publiziert, die folgende Prämien festlegte: 40 Franken für eine trüchtige Wölfin, 30 für eine nicht trüchtige Wölfin, 20 für einen ausgewachsenen und 10 für einen jungen Wolf.

Mit einer Verordnung vom 24. Juli 1815 reagierte Oberpräsident Sack auf die Ereignisse in Winnigen, Güls und Rübenach: Am Abend (!) des 21. (!) habe an diesen Orten ein Wolf mehrere Menschen angefallen und zum Teil tödlich verletzt; auch Vieh und Hunde habe er angegriffen, bis er „*bei Rübenach erschlagen wurde*.“ Es sei „*Alles zur Heilung der Verwundeten geschehen*“, einige habe man „*in das hiesige Hospital*“ gebracht. Die Mitteilung in einem Amtsblatt belegt, in welchem Maße die Ereignisse die Gemüter bewegt haben. Da man nicht sicher war, ob sich weitere Wölfe in der Gegend aufhielten, wurden mehrere Jagden veranstaltet, die aber keinen Erfolg hatten. Trotzdem hielt man zusätzliche „*Sicherheits-Maasregeln*“ für erforderlich. Jedermann, „*der sich zur Feld-Arbeit oder sonst über Land begibt, wird daher wohl thun, sich mit irgend einer Waffe, es sey Lanze oder Heugabel oder festen Knüppel zu versehen*.“ Die „*Forst-Bediensteten*“ sollen „*mit gutgeladenen Geweren und fleißig*“ ihre Reviere durchstreifen. Bereits am 2. August 1815 greift Sack das Thema nochmals auf. Seine Vermutung, dass der „*bei Rübenach getödtete Wolf nicht allein, sondern in größerer Begleitung aus seiner früheren Heimath*“ an den Rhein gekommen sei, hat sich durch eine Wölfin, „*die in der Gegend von Ahrweiler acht Menschen, welche sie nach und nach überfiel und mehr oder weniger schwer verwundete, bestätigt*.“ Auch seien an weiteren Orten Wölfe



Der Wolf ist ein genauer Beobachter, der zudem über ein gutes Gehör und über ein feines Geruchsempfinden verfügt. Foto: Dr. Heribert Schöller, corvusFilm

gesehen worden, weshalb Reisende und Landwirte ermahnt werden, sich mit „*tüchtigen Vertheidigungs-Mitteln zu versehen*.“

Der Wolf war ausgerottet – und ist wieder da

Für Ober-Landforstmeister Georg Ludwig Hartig war der Wolf, wenn er nicht gerade, was selten war, an der Tollwut erkrankt war, ein Schädling, der aber für den Menschen ungefährlich sei. Bei den näher untersuchten Übergriffen an der Mosel, an der Ahr und in Kerpen war genau dies der Fall. Im 19. Jahrhundert wurde der Eifelwolf systematisch bejagt. In der Nordeifel wurde der letzte Wolf 1873 bei Monschau geschossen, in der Südeifel 1888 in der Nähe von Gerolstein.

Jetzt ist der Wolf wieder da. Was kann man aus der Geschichte lernen? Jedenfalls kein einfaches pro

oder contra. Zunächst einmal wird deutlich, wie tiefgreifend sich die Naturlandschaft verändert hat. War der Forst zunächst ein fürstliches Jagdrevier, so trat seit dem 18. Jahrhundert die Forstwirtschaft in den Vordergrund. Unter der französischen Herrschaft gab es einen ungeheuren Raubbau in den Wäldern, danach eine gezielte Aufforstungspolitik. Bereits 1981 begann die Diskussion um das „Waldsterben“ und den „sauren Regen.“ Heute spielen zunehmend ökologische Gesichtspunkte eine wichtige Rolle. Der Wald wird als Freizeit- und Naherholungsraum genutzt. Ein weiterer Faktor des Wandels ist die intensive Verkehrserschließung selbst der Mittelgebirgsregionen. Auch in anderer Hinsicht haben sich die Rahmenbedingungen für die Rückkehr der Wölfe verändert: Die Tollwut ist praktisch ausgerottet. Es gibt keine Kriege mehr, nach denen tausende von toten Menschen und Pferden unbeerdigt herumliegen, es gibt auch keine Seuchenkatastrophen mehr, bei denen die Opfer notdürftig verscharrt wurden, und auch die langen und kalten Winter, in denen der Frost ein Ausheben der Gräber verhinderte, gehören der Vergangenheit an. All dies waren Faktoren, die die Wölfe in eine gefährliche Nähe zu den Menschen trieben und zu einer Gefahr für diese machten.

Die Nüchternheit der preußischen Forstmeister kann man heute nur noch bewundern, wenn man die Berichterstattung zum Thema Rückkehr der Wölfe

in der Boulevardpresse und in den sozialen Medien verfolgt. Hier werden Urängste geweckt und Stimmungen geschürt, und oft bemerkt man erst auf den zweiten Blick, dass dahinter handfeste wirtschaftliche Interessen stecken. Die Geschichte des Wolfes war immer schon eine Geschichte seiner Nutzung als Projektionsfläche für finstere Fantasien, erinnert sei neben dem Märchen vom Rotkäppchen an das Phantom der „Werwölfe.“ Leider hat sich daran bis heute wenig geändert. Wenn man mehr Nüchternheit in die Diskussion einfließen lässt, dann könnte man auch ernsthaft über inhaltliche Frage diskutieren und nicht nur über mögliche Übergriffe nicht vorhandener Wolfsrudel phantasieren. Die Naturschützer müssen sich fragen lassen, wie die bisherige Bilanz ist, in welchem Verhältnis Nutzen und Schäden stehen. Man wird die Frage diskutieren, wie man sich den Umgang mit einer Tierart vorstellt, die sich stark vermehrt, die aber – vom Autofahrer abgesehen – keine natürlichen Feinde hat. Ein weiteres Problemfeld ist die Tatsache, dass der Wolf sich daran gewöhnt, dass vom Menschen keine Gefahr ausgeht, dass in seiner Nähe sogar Lebensmittel zu finden sind. Und wenn die Rückkehr des Wolfes hier zu einem Denk- und Diskussionsprozess führt, dann ist das ein gutes Ergebnis.

Prof. Dr. Wolfgang Schmid
E-Mail: schmidw@uni-trier.de